

Tom Cooper
Das
zerstörte Leben
des Wes Trench

Tom Cooper

Das zerstörte Leben des Wes Trench

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Peter Torberg

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *The Marauders*
bei Crown Publishers/Penguin Random House Company,
New York.

Dies ist eine erfundene Geschichte. Namen, Figuren, Orte
der Handlung und Begebenheiten sind entweder der Phan-
tasie des Autors entsprungen oder dienen rein fiktionalen
Zwecken. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen, ob
lebend oder tot, mit Ereignissen oder Schauplätzen ist rein
zufällig.



ISBN 978-3-550-08096-8

© 2015 by Tom Cooper
© der deutschsprachigen Ausgabe
2016 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Minion Pro
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Gewidmet meinen Eltern,
Lynn Elizabeth McIlvaine
und
in Gedenken an Thomas Michael Cooper

DIE BRÜDER TOUP

Sie tauchten aus dem dunklen Schlund des Bayou auf wie Gespenster, erst ein geisterhaftes Licht im Nebel, dann das Rattern eines Motors: ein Aluminium-Rennboot, das über lackschwarzes Wasser schoss. Aus der Entfernung sahen die Gestalten aus wie siamesische Zwillinge. Als das Boot näher kam, teilten sie sich unter den mottenumschwirrten Flutlichtern. Einer stand vorn, der andere achtern: die Zwillingbrüder Reginald und Victor Toup. Im Kindesalter hatte selbst ihre Mutter Schwierigkeiten gehabt, sie auseinanderzuhalten. Das war nun schon ihr halbes Leben her, ihre Mutter war tot. Ein Schuss durch die Schläfe im *Roosevelt Hotel* in New Orleans, dann richtete ihr Vater die Waffe gegen sich selbst.

Heute Nacht tauchten sie unter einem Dreiviertelmond auf, mit dreißig Pfund Marihuana unter einer Plane in der Köderbox. Reginald ließ das Boot langsam dahingleiten, Victor kauerte sich am Bug hin und suchte den Bayou mit Nachtsichtgläsern ab. Sie hatten diese Fahrt schon so oft hinter sich gebracht, dass sie einem Dinge über den Sumpf erzählen konnten, die sich auf keiner Landkarte fanden. Hier draußen begegnete man nur selten jemandem. Nicht nach Einbruch der Dunkelheit, nicht so weit draußen, nicht außerhalb der Shrimpsaison.

Und genau darum ging es ja.

Ein Flackern weckte Victors Aufmerksamkeit. Auf einer In-

sel eine halbe Meile voraus schwankte und winkte ein kleiner Schein wie ein Irrlicht und verlöschte wieder.

Victor hob die Hand, Reginald schaltete Motor und Lichter aus. Sie tauchten in die Dunkelheit ein, Mondschein legte ein Band übers Wasser, nur das laute Konzert der Insekten und Frösche und das leise Plätschern des Wassers am Bootsrumpf waren zu hören.

»Was?«, fragte Reginald.

Victor sagte nichts. Er linste durchs Glas und wartete. Reginald trat in seinen schwarzen, quietschenden hüfthohen Angelstiefeln hinter ihn. Standen sie nebeneinander, war die Ähnlichkeit der Brüder verblüffend. Dasselbe schwarze Haar mit Seitenscheitel, dasselbe kantige Gesicht, dieselben mineralgrauen, arglistig blickenden Augen. Dieselbe Art, sich mit leicht abgewinkeltem Oberkörper in die Nacht vorzubucken, wie Bluthunde, die die schwache Fährte einer Beute aufnehmen. Doch es gab Unterschiede, wenn auch nur leichte. Reginald bekam langsam eine Wampe, Victor nicht. Reginald hatte keine Tätowierungen, Victor trug welche an Armen und Hals: der Kopf eines Weißen Hais, der den Rachen aufriß, eine Meerjungfrau und ein Dreizack, ein Spinnennetz mit einer Schwarzen Witwe in der Mitte der Beuge seines rechten Arms.

Um weitere Unterschiede zwischen den beiden zu entdecken, hätte man schon tiefer unter die Oberfläche schauen müssen.

Eine Weile rührte sich nichts. Der Himmel war von einem Horizont zum anderen mit Sternen übersät, sie bildeten so verworrene, dichte Bänder, dass sie wie weiße Farbspritzer auf schwarzer Leinwand wirkten. Kleiner Bär, Kassiopeia und Orion wirkten wie Puzzle.

Victor trat von einem Stiefel auf den anderen und richtete

sein Fernglas neu aus. Wieder blinkte das Licht und huschte zwischen den Bäumen umher.

»Glaubt wohl, wir sind weg«, meinte Victor.

»Wer?«, fragte Reginald.

Victor antwortete nicht darauf, sondern beobachtete weiter. Etwa hundert Meter von der Insel entfernt ankerte ein maroder Shrimpfänger, am Inselufer lag eine Piroge, an der eine Coleman-Laterne schwach glühte. Ein Mann in Hüftstiefeln stapfte durchs Farnkraut und schwenkte einen Metalldetektor über dem Boden hin und her. In der anderen Hand hielt er einen Gegenstand, halb Schöpflöffel, halb Schaufel.

Der Mann hörte etwas in seinem Kopfhörer und blieb stehen. Er fuhr mit dem Metalldetektor ein paarmal über dieselbe Stelle und buddelte dann eine Minute lang mit der Löffelschaufel. Er trat ans Ufer, bewegte die Schaufel im Wasser, kauerte sich hin und durchsuchte den Schlamm wie ein Goldwäscher.

Victor senkte das Fernglas und schüttelte den Kopf.

»Spuck's aus«, sagte Reginald.

»Ein Typ«, sagte Victor. »Buddelt Löcher.«

»Wozu?«

»Was weiß ich denn, verflucht? Vergräbt wohl seine Alte.«

Reginald nahm Victor das Nachtklas ab und linste hindurch. »Hat 'nen Metalldetektor«, sagte er.

»Kennst du ihn?«, fragte Victor.

»Hab'n schon mal gesehen, glaub ich.«

»Metalldetektor«, brummte Victor. Er schnaubte verächtlich. »Ich hab schon alles gesehen.«

»Gehört der zur Ölgesellschaft?«

Victor gab darauf keine Antwort. Er hob die halbautomatische Bushmaster von der Schulter und nahm das Gesicht des Mannes genau ins Visier. Der Mann war Ende vierzig, Anfang

fünfzig. Tiefliegende Augen, struppiges Haar, das unter einer Kapitänsmütze hervorlugte. Und schau mal an, ihm fehlte ein Arm, stattdessen trug er eine Prothese.

»Dem fehlt 'n Arm«, sagte Victor.

»Ich kenn den Mann«, meinte Reginald.

Victor fragte, wer das denn sei.

»Die Rothaarige? Irre dicke Titten. Die ein paarmal bei dir total stoned war. Renee?«

»Reagan«, sagte Victor. »Oh ja.«

»Reagan. Das da ist ihr Daddy.«

Victor hob das Gewehr wieder an und linst durch das Zielgerät; sein Finger lag in der Sichel des Abzugs.

»Was macht der da, verflucht?«, sagte Reginald. Er war schon immer der diplomatischere der beiden gewesen, Victor eher der Hitzkopf. Vielleicht lag das daran, dass Victor der Erstgeborene war, eine ganze Stunde länger auf der Welt als Reginald. So zumindest eine von Reginalds Theorien.

»Er weiß wohl nicht, was für ihn gut ist«, meinte Victor zu Reginald.

»Wir reden mit ihm.«

Victor hätte jetzt abdrücken können, und das Leben des Mannes wäre im nächsten Augenblick zu Ende gewesen. Das hatte er schon mal getan. Hier draußen. Doch er ließ das Gewehr sinken und sagte: »Der glücklichste Tag in seinem Leben, und das Arschloch weiß noch nicht mal was davon.«

LINDQUIST

Ihm fehlte sein Arm. Lindquist war sicher, ihn vor zwei Stunden in seinem Pick-up zurückgelassen zu haben. Er neigte durchaus nicht dazu, seine 30 000 Dollar teure myoelektrische Prothese zu verlegen oder seinen Pick-up nicht abzuschließen, ganz gleich ob nun Bayou-Delta-Kaff, in dem jeder jeden kannte, oder nicht.

Unter den von Insekten umschwirrten Natriumdampflampen standen noch ein paar Pick-ups herum. Ansonsten gab es nichts weiter als das Wispern der Zypressen im Nachtwind und einen flaschengrünen Buick, der über den Asphalt vor *Sully's Bar* holperte. Lindquist sah sich mit wildem Blick auf dem mit Austernschalen geschotterten Parkplatz um, so als würde sein Arm aus eigener Kraft herumspazieren. Vielleicht fand er ihn ja, wie er neben dem blau leuchtenden Kneipenschild stand und zu trampeln versuchte.

Lindquist ging zurück in *Sully's Bar*. Sully wischte gerade die Theke mit einem Trockentuch ab und linst über seine Drahtgestellbrille hinweg. An einem der hinteren Tische schoben drei Männer Pokerkarten und Spielchips zusammen und blickten ebenfalls auf.

Lindquist stand in der Tür und hatte die Lippen zu einem blassen Strich zusammengepresst; in seinem Gesicht ballten sich dunkle Gewitterwolken. »Jemand hat meinen Arm mitgenommen«, sagte er.

»Mitgenommen?«, fragte Sully.

»Gestohlen«, betonte Lindquist. »Jemand hat meinen verdammten Arm gestohlen.«

Verblüfftes Schweigen machte sich breit, und einen Augenblick lang war nur die Jukebox zu hören: Leise lief Merle Haggards »I Wonder If They Think of Me«. Die Männer schauten sich an und schüttelten die Köpfe. Schließlich fing einer von ihnen, Dixon, an zu lachen. Dann Prejean und LaGarde, die beiden anderen am Tisch. Ihre Zähne blitzten in den sonnengebräunten Gesichtern auf, und schon bald war in dem engen Raum mit den Holzdielen lautes Gelächter zu hören.

»Ihr könnt mich mal«, brummte Lindquist.

Das Lachen endete so schnell wie eine Nadel, die sich von einer Schallplatte hob.

»Sollte das ein Scherz sein?«, fragte Dixon.

Lindquist riss häufig Witze, deshalb war das schwer zu unterscheiden.

»Haste wahrscheinlich zu Hause vergessen«, meinte Sully.

»Na logisch«, winkte Lindquist ab.

»Ruf doch Gwen an«, schlug LaGarde vor. »Vielleicht hast du ihn doch zu Hause vergessen.«

Lindquist starrte LaGarde mit zusammengekauerten Zähnen an. LaGarde legte die Hände auf den Tisch und sah zu Boden. Gwen war schon vor Monaten abgehauen. Höchstwahrscheinlich war sie bei ihren Eltern in Houma, dahin ging sie meistens, wenn Lindquist und sie Streit hatten. Bisher war sie nach ein paar Tagen immer wieder zurückgekehrt, nur diesmal nicht. Die Männer kannten nicht die ganze Geschichte, aber im Grunde ging es immer um dasselbe: Streit um Geld, um Rechnungen, um ihre Tochter, um Gott weiß was.

Sully trat hinter der Bar vor, und die Männer am Tisch standen auf. Sie suchten unter Hockern und Stühlen und

drückten Klokabinen auf. Dann gingen sie hinaus und suchten das Gelände ab. Lindquist beugte sich vor und linste unter die Pick-ups. Dixon ging an den Rand des Grundstücks und fuhr mit dem Stiefel durchs Riedgras. Prejean machte das auf der anderen Seite. LaGarde ging auf die Straße hinaus und schaute in beide Richtungen.

Hinterher standen die Männer unter den Lampen und wischten sich Moskitos von den Gesichtern.

»Warum hast du ihn denn nicht getragen?«, fragte Dixon.

»Trag du das Ding mal in der Hitze«, erwiderte Lindquist.

Zwanzig Minuten später traf Sheriff Villanova ein. Er nahm seinen khakifarbenen Cowboyhut vom Beifahrersitz, stieg aus dem Streifenwagen und setzte sich den Hut auf seinen Bulldoggenschädel.

Die Männer schauten grimmig, im Schein der rot-blauen Barreklame wirkten ihre Gesichter boshaft.

Lindquist erzählte Villanova von dem Pokerspiel und davon, dass der Arm verschwunden war, als er zum Pick-up zurückkehrte. Villanova zog einen kleinen Spiralblock aus der Brusttasche und schrieb die Namen der Männer auf, die schon früher gegangen waren. Lindquist beharrte darauf, dass nur ein Fremder seinen Arm geklaut haben konnte. Ein heruntergekommener Landstreicher, ein Junkie ohne jede Ehre im Leib, die ihn davon hätte abhalten können, aus einem fremden Pick-up eine Armprothese zu klauen.

»Und du bist dir sicher, dass du den Arm nicht zu Hause gelassen hast«, wollte Villanova wissen.

Lindquist kniff die Augen zusammen. »Lässt du vielleicht deinen Arm zu Hause?«

Deinen 30 000-Dollar-Arm, hatte er eigentlich sagen wollen. Ohne die Versicherung seiner Frau, die bei der Bank arbeitete, hätte sich Lindquist niemals die Prothese leisten können,

ebenso wenig wie die monatelange Physiotherapie nach dem Unfall. Selbst mit Gwens Versicherung musste Lindquist noch 15 000 Dollar aus eigener Tasche drauflegen, Geld, das er mit einer teuren Kreditkarte bezahlt hatte, von der er gerade mal das monatliche Minimum abstottern konnte. Diese Schulden würde er bis ins Grab mitnehmen, aber er konnte ja auch nicht mit einem Fünf-Dollar-Haken aus dem Supermarkt Shrimpfischen gehen.

Villanova notierte sich etwas. »Hast du die Seriennummer?«

»Welche Seriennummer?«

Villanova drückte sich die Nasenwurzel. »Die Seriennummer des Arms, Lindquist.«

Lindquist schüttelte den Kopf.

»Na, du kannst ja immer noch den Arzt anrufen. Oder dort, wo du den Arm herhast. Das wäre ganz sinnvoll.«

Die Männer gingen ihrer Wege, Dixon und Sully zurück in die Bar, LaGarde und Prejean zu ihren Pick-ups. Lindquist stand neben seiner Wagentür und ging ein dickes Schlüsselbund durch. Es verging eine geschlagene Minute, bevor er den richtigen fand. Eine weitere halbe Minute stocherte er mit dem Schlüssel rings ums Schloss herum und verkratzte den Lack. Schließlich kniff er ein Auge zu und schob den Schlüssel hinein.

Villanova beobachtete ihn von der anderen Seite des Parkplatzes. »Was machst du da?«, fragte er.

»Nach Hause fahren.«

»Den Teufel wirst du tun. Du bist betrunken.«

Lindquist linste Villanova an und neigte den Kopf zur Seite, als würde er einer Musik lauschen, die nur er hören konnte.

»Nur ein bisschen«, räumte er ein.

»Es ist spät, Lindquist. Steig ein.«

Während Villanova die menschenleere zweispurige Straße

entlangfuhr, blieben die beiden Männer eine Weile stumm. Sie kamen an einem Zwergpalmenhain vorbei, dann an einem Feld voller Schneiden. Eine Nachtschwalbe schoss vor dem Mond vorbei, ihre Silhouette wirkte wie ein Emblem auf einer Münze.

»Klopf, klopf«, sagte Lindquist.

»Kannst das Witzereißer auch nicht lassen, Lindquist.«

»Klopf, klopf.«

»Verliert seinen Arm und erzählt dumme Witze.«

»William.«

»William wer?«

»Will i am Abend 'n paar Titten vor mir sehen.«

Villanova schüttelte den Kopf. Der Polizeifunk knackte und rauschte.

»Und ihr habt alle gepokert«, sagte Villanova.

»Ja.«

»Um Geld?«

»Was glaubst du denn?«

»Das ist verboten.«

Villanova hielt beide Hände fest am Steuer und schaute auf die Straße hinaus.

»Klopf, klopf.«

»Es ist spät, Lindquist.«

Villanova musste gar nicht erst nach dem Weg fragen, er hatte Lindquist schon ein paarmal von der Bar nach Hause gefahren, weil er hackedicht gewesen war.

»Machst du dir Sorgen wegen dem Öl?«, fragte Villanova.

»Ja«, meinte Lindquist. Alle in Jeanette taten das. Ach, zum Teufel, bei den Leuten hier herrschte blanke Panik.

»Könnte vielleicht besser sein, als alle sagen«, sagte Villanova. »Aber ich hab so ein Gefühl, es könnte noch viel schlimmer sein.«

Nach einer Weile holperte Villanova auf eine geschotterte Zufahrt, die durch wilden Liguster zu einer geziegelten Ranch mit grauem Schindeldach und Satellitenschüssel führte. Auf einem dünnen Blumenbeet stand ein Vogelbad voller Schmutzwasser und Laub.

Lindquist öffnete die Autotür mit der linken Hand.

»Alles in Ordnung, Lindquist?«, fragte Villanova.

Lindquist beugte sich vor und sah ins Wageninnere. »Ja. Bei dir auch?«

»Ja. Tust du mir einen Gefallen? Keine Kreuzzüge.«

Lindquist nickte.

»Hast du deine Schlüssel?«

»Ja.«

»Schau noch mal nach, mir zuliebe.«

Lindquist zog sein Schlüsselbund aus der Hosentasche, klapperte damit und reckte den Daumen.

»Und du weißt auch, wie man sie benutzt?«

»Bis bald, Villanova«, sagte Lindquist. Er schloss die Beifahrertür und trat beiseite, als Villanova wendete. Er sah den Hecklichtern nach, die wie Glühwürmchen die Zufahrt entlangflackerten, erst zwei, dann vier, dann wieder zwei, aber erst, als er ein Auge zukniff.

Lindquist schloss die Haustür auf, schaltete das Licht an und schnüffelte. Ein süßsaurer Gestank nach ranzigem Schmalz und Hühnerfett wehte aus der Küche herüber. Das Wohnzimmer war übersät mit fettfleckigen Fastfoodtüten, leeren Bierdosen und monatealten Zeitungen, die noch in ihren Klarsichttüten steckten. Lindquist fragte sich, was wohl seine Tochter Reagan denken würde, sollte sie auf einen Besuch hereinschneien, oder seine Frau, sollte sie je wieder zurückkommen.

Nur wenn Weihnachten und Ostern auf einen Tag fielen.

Er wollte eine der Tüten aufheben, doch sein Arm war ja nicht da. Er ging in die Küche, holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank und setzte sich an den überladenen Esszimmertisch. Rechnungen, seit Monaten überfällig. Hypothek, Kreditkarten, Diesel, Versicherung. Daneben Bücher, vier oder fünf übereinander: *Geschichte der Amerikanischen Handelsmarine. Die Piraten Lafitte. Das Tagebuch von Jean Lafitte. Lafitte und die Schlacht um New Orleans. Biologie, Geologie und Chemie der Wetlands: Theorie und Praxis.*

Zwischen den Büchern lagen vergilbte Seekarten, steif wie Pergament, versehen mit roten Filzstifteinträgen in Lindquists unleserlicher Handschrift. Quer über dem Tisch lag ein Metalldetektor mit offenem Schaltkasten und herausbaumelnden Drähten. Gwen hatte immer herumgemeckert, wenn er all das Zeug auf dem Tisch liegen ließ, doch jetzt konnte er das Zeug dort liegen lassen, wo immer er wollte, verflucht.

Lindquist hob eine Arschbacke, zog einen PEZ-Spender aus der Hosentasche und klappte den Kopf auf. Donald Duck spuckte eine längliche weiße Pille aus: Oxycontin, von Lindquist mit dem Taschenmesser so zugeschnitten, dass sie ganz genau in den Spender passte. Mit dem Boden seiner Bierflasche zerdrückte er die Pille auf dem Esszimmertisch zu Staub. Dann hielt er sich ein Nasenloch zu, beugte sich vor und schnupfte das Pulver, legte den Kopf in den Nacken und wischte sich den Staub von der Oberlippe.

Lindquist breitete eine der Karten auf dem Tisch aus, eine zerschlissene Karte der Barataria Bay in schraffiertem Schwarz und Blau, mit den gewundenen Wasserwegen und Archipelen der Barriereinseln. Im Laufe der Zeit hatte Lindquist die Kartographie verändert, hatte Düneninseln gestrichen, die Zeit und Flut zum Opfer gefallen waren, hatte neue Inseln und Erhebungen eingezeichnet, die über Nacht aufgetaucht waren.

Eine hatte die Form einer Kaulquappe, eine andere die einer Tatzenspur, wieder eine die eines ägyptischen Horusauges. Auf manche Inseln hatte er ein X gesetzt, andere mit einem Fragezeichen versehen.

Er zog mit den Zähnen die Kappe eines roten Filzstifts ab, studierte die Karte, markierte eine der Inseln. Er wollte nach dem Bier greifen, doch noch immer war sein rechter Arm fort. Er ließ den Stift fallen, packte die Flasche und dachte an den letzten Satz, den Gwen zu ihm gesagt hatte, bevor sie verschwand.

Du steckst in der Klemme, hatte sie gesagt. *Du brauchst Hilfe*.

Lindquist trank sein Bier aus, ging an den Kühlschrank und holte sich ein neues, setzte sich wieder an den Esstisch und klappte den Laptop auf. Er googelte nach *Jean Lafitte* und erhielt über eine Million Treffer. Dann tippte er *Lafitte* und *Barrataria* und bekam immer noch 250 000 Treffer. Dann schrieb er *Schatz*, *Gold* und *Pirat* hinzu, dazu noch weitere Suchbegriffe, bis er auf ein Schatzsucher-Forum stieß, wo Männer – nur Männer – ihre Metalldetektor-Geschichten posteten. Auf einem der Posts waren Bilder von Messingknöpfen zu sehen, von Musketenkugeln und Dublonen, auf einem anderen ein Knopf der Artillerie aus dem Krieg von 1812, auf einem dritten die Schwertgürtelschnalle eines Offiziers von 1851.

Er saß noch immer am Esstisch, trank sein Bier und ging die Schatzfotos durch, als seine E-Mail pingte. Er öffnete die neue Nachricht und las.

An: LINDQUIST007@gmail.com

Von: Youredead98989898@gmail.com

WIR WISSEN, WER DU BIST. WO DU WOHNST. DU
BETRITST PRIVATBESITZ. LETZTE WARNUNG.

Lindquist klopfte das Herz bis zum Hals, und er erstarrte. Eine ganze Weile saß er am Esstisch und fragte sich, was er darauf antworten sollte. Dann tippte er mit einem Finger: »WER IST DA?« Mehrmals drückte er auf die Lösch Taste. Schrieb den Satz erneut. Zögerte. Drückte auf Senden.

Er wartete; das einzige Geräusch war das Knistern der Holzbalken im Haus, die seufzend die Hitze des Tages von sich gaben, und das dumpfe Aufprallen von Nachtfaltern an der Fensterscheibe. Dazu das leise Summen der Glühbirne an der Decke.

Wieder pingte es im Eingang von Lindquists E-Mail.

An: LINDQUIST007@gmail.com

Von: Youredead98989898@gmail.com

HALT DICH VON DEN INSELN FERN, DU
ARSCHLOCH.

WES TRENCH

Mitternacht. Wes und sein Vater folgten dem Pfad vom Haus zum Hafen. Noch eine Viertelmeile entfernt konnten sie durch die Zwergpalmenhaine und über das hüfthohe Sumpfgras hinweg schon den Gesang hören, der übers Marschland zog, dazu leise das schnelle Spiel des Zydeco: die Segnung der Shrimpflotte. Die letzten fünf Jahre hatten Wes und sein Vater das Ritual ausgelassen und gewartet, bis Father Neely die Boote gesegnet hatte, bevor sie zu den Docks gingen. Wes' Vater war immer noch wütend auf Gott wegen dem, was seiner Frau zugestoßen war. Beide waren sie wütend.

Noch so etwas, worüber sie nie sprachen.

Bis auf den Schein ihrer Taschenlampen, die über den Boden huschten, und die kirschrote Glut der Zigarette von Wes' Vater war es dunkel. Sein baumwollweißes Haar war üppig und dicht. Über ihnen leuchtete ein von Wolken verhangener Viertelmond durch das Gewirr der Eichenäste. Sie folgten der Biegung um einen Hain von Sandkiefern und überquerten einen Holzsteg über einen Bach. Eine schwarze Schlange wand sich seitlich übers Wasser und verschwand wie ein Tintenstrich im Farnkraut.

Wes konnte das Grummeln der Bootsmotoren und das stotternde Keuchen eines Akkordeons hören. Ein Cajun-Waschbrett klapperte, ein Kapitän erteilte seiner Crew Befehle.

»Die Netze nicht dahin«, wettete ein Mann mit salzgegebter Stimme. »Steuerbord, du Idiot, steuerbord.«

Eines der frühesten Dinge, an die sich Wes erinnern konnte, war dieser Marsch durch die Wälder. In einer Augustnacht wie dieser, windstill, die Luft schwer vom Geruch nach Lehm. Sein Vater war damals behänder gewesen, noch vor seinen chronischen Rückenschmerzen, noch vor den immer kleiner werdenden Shrimpfängen, noch vor den weißen Haaren.

Wes' Mutter hatte seine feuchte Hand gehalten, und beide waren sie seinem Vater in die Dunkelheit hinaus gefolgt. Er konnte den kalten Metallkuss ihres Eherings spüren.

»Wie viele Shrimps fängst du, Daddy?«, fragte Wes.

»Kennst du den Mount St. Helens?«, erwiderte sein Vater.

»Nein, Sir.«

»Mount Rushmore?«

»Nein, Sir.«

»Aber du kennst doch Miss Hamby, deine Mathelehrerin mit dem dicken Hintern?«

Wes' Mutter schimpfte, er solle nicht so abfällig reden.

Sein Vater war damals glücklicher gewesen. Voller Hoffnung. So wie sie alle.

Etwa um dieselbe Zeit, vielleicht ein, zwei Jahre später, war Wes von der Schule heimgekommen und hatte im Hof ein mitternachtsblaues Schwinn-Fahrrad entdeckt, das dort auf ihn wartete. Sein Vater hatte einen Fang von drei Tonnen gemacht, ein unfassbares Glück, und hatte das Rad gekauft, neu, einfach so.

Am selben Abend wusch seine Mutter das Geschirr ab, und Wes sah seinen Vater, wie er sich ihr von hinten näherte und die Hände auf ihre Hüften legte. Sie drehte sich um, und die beiden küssten sich mit geschlossenen Augen. So etwas hatte

er nur ein- oder zweimal zuvor gesehen und danach auch nicht mehr oft.

Was Wes damals noch nicht wusste, aber heute schon: Wer immer behauptete, dass man mit Geld kein Glück kaufen könne, war ein Volltrottel. Ein Volltrottel, der keine Ahnung von Armut hatte.

Auf der anderen Seite des Stegs folgten Wes und sein Vater dem Pfad einen rutschigen Hang hinauf. Sie traten über einen bemoosten Baumstumpf und sahen den Hafen durch die Kiefern blinken. Dreißig, vierzig Mann standen am Dock, und ihre Silhouetten zeichneten sich vor dem Bernsteinlicht des Piers ab. Kapitäne und Matrosen standen an Bord ihrer Skiffs und Austernboote, füllten Köderboxen mit Eis und entknoteten Schleppnetze. Ein paar Boote waren schon auf dem Weg hinaus in die Bucht, und die Weihnachtsbeleuchtung ihrer roten und grünen Positionslichter glitzerte am Horizont.

Wes' Vater schnippte seine Kippe ins Gebüsch, und beide traten sie aufs Dock. Auf dem Hafenparkplatz standen ein paar Klapptische mit Schmortöpfen voller Gumbo, Papiertellern und Plastiklöffeln. Transistorradios plärrten um die Wette, in einem lief ein Pop-Sender aus New Orleans, in einem anderen eine Gesprächsrunde aus Baton Rouge. Eine dickbäuchige alte Frau kochte Krabben in einem gasbefeueren Kessel. Ein buckliger Mann ließ seine Finger über die Perlmuttertasten seines keuchenden Akkordeons fliegen. Ein anderer kratzte mit rostigen Löffeln über sein vor die Brust geschnalltes Waschbrett.

Wes kannte die Gesichter schon sein ganzes Leben lang. Sie gehörten Kapitänen und Matrosen, Krabbenfängern und Trappern. Im Mai fingen sie rosafarbene Shrimps, im August weiße Shrimps. Im Herbst gingen einige von ihnen auf Alligatorjagd und Austernfang. Dazu kamen die Söhne und

Töchter der Kapitäne und Matrosen, die noch zu jung waren, um mitzufahren, die untersetzten Frauen mit ihren geplagten Gesichtern und den grauen Haaren, die Großeltern mit dem verzagten Blick und den sorgenvollen zahnlosen Mündern.

»He, Bobby«, sagte ein Mann zu Wes' Vater. Er trug gelbe Hüftstiefel, zog eine Schachtel Zigaretten aus der Hemdtasche, klopfte mit einem knotigen Zeigefinger gegen den Boden und zog die Zigarette mit den Lippen heraus.

»Wo zum Henker warst du denn, Davey?«, fragte Wes' Vater.

»Daytona«, antwortete Davey. »Hab auf einem dieser Charterboote für 'nen Haufen reicher Arschlöcher aus Florida gearbeitet.«

Vor ein paar Jahren hatte Davey für Wes' Vater gearbeitet, doch als die Fänge immer kleiner und kleiner wurden und der Preis für Shrimps in den Keller ging, hatte er gekündigt und sich der Crew eines größeren Boots angeschlossen. Ein größeres Boot hieß auch einen größeren Scheck. Wes' Vater trug ihm das nicht nach. Er wusste, wie schwer es war, in der Barataria über die Runden zu kommen, und hätte an seiner Stelle wohl dasselbe getan.

»Gefällt es dir da?«, fragte Wes' Vater.

»Ja, das reinste Paradies«, antwortete Davey. Er zündete sich seine Zigarette an und verzog sein Gesicht wegen des Qualms. »Hätte das hier beinah alles hingeschmissen«, sagte er und wies über den Bayou auf die Boote hinaus, die aus dem Hafen tuckerten, und zu den windgebeugten Bäumen, die über dem Wasser brüteten.

Am Ende des Docks stand ein kleiner Junge mit nacktem Oberkörper und pinkelte genüsslich ins Wasser. Als er fertig war, zog er den Reißverschluss seiner Tarnshorts zu und hopste barfuß zu seiner Mutter zurück. Wes war etwa im

Alter des Jungen gewesen, als er das erste Mal zum Hafen gekommen war. Jung genug, um sich an die festliche Atmosphäre zu erinnern, die einst während dieser ersten Nächte der Shrimpfangaison herrschte. Die Fais-do-dos, die Tänze zur Cajun-Musik. Damals waren die Zeiten in der Barataria besser gewesen. Bevor der Bayou immer kleinere Shrimpfänge hergab. Vor der Ölpest. Vor Katrina.

Vor dem Tod von Wes' Mutter.

»Schon was gehört?«, fragte Wes' Vater.

»Ein paar Jungs haben bereits gefunkt«, antwortete Davey.

»Sieht mau aus. Ist aber noch früh.«

»Öl?«

»Überall.«

Davey sah Wes an. »Wie läuft's denn, Partner? Dachte, du wärst schon längst an 'ner Nobel-Uni.«

Wes zwang sich zu einem Grinsen und schüttelte den Kopf. Universität, das wusste er bereits, kam nicht in Frage.

»Junge, hast du schon graue Haare?«, fragte Davey.

»Ein paar, ja, Sir«, antwortete Wes. Kurz nach seinem sechzehnten Geburtstag hatte das erste Grau begonnen, seine Schläfen zu pfeffern. Erst nur ein wenig, doch jedes Mal, wenn er sich die Haare schneiden ließ, gab es wieder ein paar graue Haare mehr, und Wes schätzte, vor seinem dreißigsten Geburtstag würde er so weißhaarig sein wie sein Vater.

»Ihr beide kommt bei mir zum Essen vorbei, wenn das hier vorbei ist, okay?«, sagte Davey.

»Machen wir, Davey«, meinte Wes' Vater. »Grüß Kelly und Renee von mir.«

»Sicher, sicher.«

Wes folgte dem Vater am Dock entlang zu ihrem Boot, trat aufs Deck und machte die Leinen los. Er hörte jemanden hinter sich und drehte sich um. Es war Father Neely in Soutane,

und der Schweiß glänzte ihm im Schein der Docklichter auf der Stirn.

»Wie geht's, Father«, sagte Wes. Er richtete sich auf und reichte dem Mann die Hand. Weich und feucht. Hatte sein Lebtag noch keinen Tag an Bord gearbeitet.

»Wesley«, entgegnete Father Neely. »Schön, dich zu sehen, mein Junge.« Er sah am Boot hinauf und grüßte Wes' Vater, der das Tau aufrollte. Der hob nur eine Hand und kehrte ihm den Rücken zu. Dann stieg er die Eisenleiter zum Ruderhaus hinauf. Durchs Fenster sah Wes ein Feuerzeug aufflammen, dann den flackernden Schein eines Kerzenstummels neben dem Ruder. Ein weiterer Funke, als sein Vater sich eine Zigarette anzündete.

»Ihr habt die Bootssegnung verpasst«, meinte Father Neely und war taktvoll genug, nicht *wieder mal* einzufügen.

»Ist spät geworden«, entschuldigte sich Wes.

»Sicher, sicher«, sagte Father Neely. Er sah zum Ruderhaus hinauf und strich sich mit Daumen und Zeigefinger über den vom Tabakqualm vergilbten Schnurrbart. Dann sah er Wes an, griff in die Tasche seiner Soutane und zog ein Medaillon des Hl. Christophorus heraus. Wes zögerte. Er wusste, dass sein Vater es nicht haben wollte, aber einfach ablehnen konnte er es ja auch nicht. Also nahm er das Medaillon, steckte es ein und bedankte sich bei Father Neely.

»Ich werde für eine gute Fangsaison beten«, sagte Father Neely.

Wieder bedankte sich Wes und meinte, sie könnten alle Gebete gebrauchen, die sie kriegen könnten.

Die *Bayou Sweetheart* war ein dreiunddreißig Jahre altes Lafitte Skiff, eines der wenigen in Jeanette, die den Hurrikan Katrina überstanden hatten. Wochen nach dem Sturm, als Wes

und sein Vater begannen, den Schutt zu durchforsten, hatten sie das Boot wundersamerweise unbeschädigt vorgefunden. Es hockte oben auf dem Damm, als habe eine gutmütige Riesenhand es dort abgesetzt.

Wie so viele andere in der Barataria hatten auch Wes und seine Familie beschlossen, den Sturm auszusitzen. Zumindest hatte sein Vater so für sie entschieden. Als die Familie am Morgen des 28. August aufstand und den Fernseher einschaltete, sagte der Wetterfrosch in den Nachrichten von WGNO aus New Orleans einen Hurrikan der Kategorie 5 voraus. Böen mit bis zu 240 Stundenkilometern, viereinhalb Meter hohe Wellen, Dammbrüche. Ein Monster-Hurrikan.

Die ersten Winde hatten gerade erst eingesetzt und jamerten um die Traufen, draußen war der Himmel bereits schwarz wie Holzkohle, so schwarz, dass die Bäume auf dem Hof ein unheimliches Leuchten von sich gaben, als würden sie von innen beleuchtet.

»Wir sollten verschwinden«, drängte Wes' Mutter zum zigsten Mal.

Sie standen im Nachtzeug vor der alten Glotze im Arbeitszimmer, die Gesichter vom Schlaf noch ganz verquollen.

»Weißt du, wie oft sie das schon gesagt haben, und dann war es doch nichts?«, entgegnete Wes' Vater. Noch zeigte sich bei ihm keine Angst in den Augen, doch seine Stimme hatte schon diese Schärfe.

Donner erschütterte das Haus und ließ die Fenster klappern. Max, ihr schwarzer Labrador, huschte in die Küche und versteckte sich unter dem Tisch, von wo aus er sie mit dem Kopf auf den Vorderpfoten furchtsam beäugte.

»Wir können in Baton Rouge unterkommen«, sagte Wes' Mutter. Sie meinte das Haus ihrer Eltern.

»Na, komm schon, Dad«, drängte Wes und fragte sich,

warum sein Vater nur so gleichgültig sein konnte, wollte ihn bei den Schultern packen und so lange schütteln, bis er bei Verstand war.

Doch sein Vater schaute fern, rieb sich das unrasierte Kinn und hörte kaum zu. »Dann solltet ihr beide euch beeilen und packen. Aber zackig. Jetzt. Bevor die Straßen verstopft sind.«

»Du auch. Du gehst mit.«

Wes' Vater schüttelte den Kopf, so als würde das überhaupt nicht in Frage kommen. »Ich vertäue das Boot. Hilfe den anderen bei deren Booten. Ich muss die Fenster vernageln. Gibt tausend Sachen zu tun.«

»Hör doch, was sie im Fernsehen sagen«, beharrte Wes' Mutter.

»Das sagen die doch immer. Das ist deren Job.«

Den ganzen Morgen über hoffte Wes, dass sein Vater zur Vernunft kommen und seine Meinung ändern würde, aber nein. Gegen Nachmittag, als der erste Sturmausläufer die Barataria traf, war es zur Flucht bereits zu spät. In jener Nacht stieß der Hurrikan auf Jeanette nieder wie ein tollwütiger Flaschengeist. Innerhalb von ein paar Stunden wurden Häuser und Wohnmobile zerschlagen und wie Puppenhäuser davongeschwemmt. Docks rissen vom Land und wurden Straßen entlangespült, die sich in reißende Ströme verwandelt hatten. Boote rissen sich los und versanken in den wütenden Fluten.

Als der Sturm sich ausgetobt hatte, waren mehrere Menschen in Jeanette in den Wassermassen ertrunken.

Darunter auch Wes' Mutter.

Das war fast genau fünf Jahre her; der Todestag, der 29. August, war in zwei Wochen. Wes fürchtete sich vor dem Tag. Ein halbes Jahrzehnt war das bereits her. Das hieß, dass er fast ein Drittel seines Lebens ohne sie verbracht hatte. Wes war erstaunt, wie viel Zeit bereits vergangen war. Doch der

Schmerz war noch immer da, das Bedauern, die Feindseligkeiten zwischen seinem Vater und ihm. Er begann Kleinigkeiten an ihr zu vergessen, Gesten und Aussprüche, an die er sich verzweifelt zu erinnern versuchte. Doch an ihre Stimme erinnerte er sich deutlich, manchmal hörte er sie sogar in seinen Träumen. Der sanfte, beruhigende Tonfall, ein weicher, friedlicher Balsam für seine Nerven. *Wird schon alles gut werden, Wessy. Ach, Wessy, du musst nicht immer so schwarzsehen.*

Sie hatten ein merkwürdiges Paar abgegeben, Wes' Mutter und Vater, sie die eher unkonventionelle Friedensstifterin mit Birkenstock-Sandalen, er der Hitzkopf, stets unter Strom. Wes fragte sich häufig, nach wem er wohl am meisten kam. Er bildete sich gern ein, dass er in gewisser Hinsicht eher wie seine Mutter war – in den wichtigsten Dingen, zumindest beim Temperament. Sicher war er sich nicht. Je mehr Zeit verging, umso deutlicher fiel ihm auf, dass er wütender wurde, voller Zweifel und Sorgen, wie sein Vater. Gut waren allerdings die Starrköpfigkeit und Findigkeit seines Vaters, und Wes spürte beides in seinem Blut.

Manchmal ertappte Wes seinen Vater dabei, wie der ihn so komisch ansah. Weil er jetzt, fast erwachsen, wohl seiner Mutter so ähnelte. Er war leicht untersetzt und schmalschulterig, genau wie seine Mutter, und er wurde bei Sonne schnell braun, nicht wie sein Vater, der in der Sonne nur ziegelrot wurde. Wes hatte den spitzen Haaransatz seiner Mutter und auch ihre grünen Augen, petrol im Winter und blassmint im Sommer, je nach Sonnenbräune oder Hemdenfarbe. Ständig meinten die Mädchen in der Highschool zu ihm, was für schöne Augen er habe. Wes' Mutter hatte immer gesagt, er würde niemals Probleme mit den Frauen haben, solange er ein Gentleman bliebe und diese Augen im Kopf habe.

Kürzlich war ihm wieder etwas eingefallen, das er schon

lange vergessen zu haben glaubte. Tommy Orillon, einer seiner Freunde, hatte ihm beim Barbecue zum 4. Juli ein Kaugummi angeboten, und Wes hatte es genommen, ohne zu wissen, dass es Brombeergeschmack war. Kaum erfüllte der Geschmack seinen Mund, fiel ihm die Zeit ein, als seine Mutter ihn mit acht oder neun zum Brombeerpflücken mitgenommen hatte.

An dem Tag, an den Wes sich erinnerte, ein sonniger Sonntagmorgen Ende Juni, hatten seine Mutter und er jeder einen eigenen Blecheimer dabei gehabt. Sie sammelten an den dornigen Sträuchern an einem Totwasserarm und machten ein Spiel daraus, wer am meisten sammeln konnte. Wes pflückte seine Beeren so schnell, dass er sich die Hand an zig Stellen an den Dornen aufriss. Die Kratzer taten erst weh, als das Spiel zu Ende war, nach ihrer Heimkehr. Seine Mutter hielt seine Hände in den ihren, und er saß weinend auf dem flauschigen Bezug des Klodeckels. »Armer Wessy«, sagte sie und tupfte seine Finger vorsichtig mit einem mit Jodtinktur getränkten Wattebausch ab. »Ist schon gut, ist schon gut«, sagte sie und fuhr mit ihren Fingern durch sein Haar.

Heute Nacht übernahm Wes' Vater das Ruder, und Wes machte die Ladebäume bereit. Unter dem von Wolken umgebenen Mond gierten sie durch den Bayou und kamen an den Bojen vorbei, an denen die Schilder der Ölgesellschaften hingen.

GEFAHR! ANKERN VERBOTEN! GASLEITUNG.
EIGENTUM DER BP OIL.
VORSICHT: PIPELINE.

Wes tippte auf seinem Handy herum und checkte sein Facebook-Account, denn schon bald würden sie keinen Empfang mehr haben.

»Jetzt leg endlich dieses Telefon beiseite«, rief sein Vater vom Ruderhaus herunter. »Schlimmer als 'n Baby an der Brust, also wirklich.«

Wes biss die Zähne zusammen und steckte das Handy ein. Steuerbord lag eine Halbinsel voller Zwergeichen und Strauchkiefern. Durch das Schilf sah Wes einen kleinen Friedhof, knochenweiße Mausoleen wie Zahnstümpfe, dazu eine geziegelte Feuerstelle auf einer Lichtung. Früher hatte dort ein Anwesen aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg gestanden, Besitz der Robicheaux, einer über fünf Generationen gewachsenen Kreolenfamilie. Sie waren vor dem Sturm geflüchtet, und als sie nach ihrer Rückkehr feststellten, dass alles in Trümmern lag, waren sie nach Texas zurückgekehrt. Das Letzte, was Wes gehört hatte, war, dass sie einen Hähnchenimbiss in Galveston hatten.

Als die *Bayou Sweetheart* die Durchfahrt erreichte, war das Wasser voller Boote, die nur wenige Fuß voneinander entfernt hin und her fuhren und sich eine günstige Ausgangsposition suchten. Ihre roten und grünen Positionslichter ließen das Wasser festlich glitzern. Sirenen schrillten wild durch die Nacht. Männer drohten und fluchten von Ruderhäusern und Bootsdecks herüber. Ein Austernboot mit Reifenfendern zog an ihnen vorbei. Ein wettergegerbter Decksarbeiter, dreißig vielleicht, vielleicht auch sechzig, schwer zu sagen, rief zu Wes hinüber: »He, he, schau mal.«

Wes drehte sich um, und der Mann schleuderte etwas aus einer Blechtasse herüber. Wes wich aus, aber zu spät. Ein stinkendes Eigelb landete in seinem Gesicht. Wes wischte es mit der Hand ab und besah sich seine Finger. Köder.

Der Mann und seine Kollegen kicherten. Wes würgte bei dem fischigen Gestank und säuberte sich das Gesicht mit dem Ende seines Shirts. Der Mann auf dem Austernboot zog

seine Anglerhose runter und streckte ihm den blanken Hintern hin. Sein Gesäß war riesig und flammend rot, wie das eines Orang-Utans.

Wes' Vater drosselte das Tempo auf ein Viertel, Wes senkte die Ladebäume und ließ die Netze ins Wasser tauchen. Andere Boote fuhren nur wenige Meter daran vorbei, die sich abmühende Besatzung bloß als Schemen erkennbar. Wes wechselte zwischen Steuerbord und Backbord und kontrollierte die Ladebäume.

Ein bekannter Shrimpfänger mit breitem Boden, sechzig Fuß lang und mit einer Fahne der Konföderierten, glitt vorbei. Der Kapitän rief vom Ruderhaus aus etwas herüber, und Wes blickte auf. Randy Preston, ein Mann, der vor Jahren auf dem Boot seines Vaters gearbeitet hatte. Er grinste mit seinen viel zu großen Zähnen zu ihm herunter, und Wes wies zu seinem Vater hinauf, der sich sein Megaphon schnappte und aus dem Steuerbordfenster lehnte. »Was hast du bis jetzt, Randy?«

»Nicht der Rede wert.«

»So schlimm?«

»Die Frau wird sich scheiden lassen.«

»Muss ja nichts Schlechtes sein«, meinte Wes' Vater.

»Da sagst du was.«

Sein Boot verschwand langsam aus Hörweite, deshalb musste Randy sich beeilen. »Hab im Funk gehört, fünf Meilen westlich fangen sie gut. Mal sehen, was da los ist. Nichts wie weg von hier.«

»Sag mir Bescheid, ob's was taugt«, rief Wes' Vater.

»Ja, ja«, meinte Randy. Er streckte einen Arm aus dem Fenster und machte eine Wichsbewegung. »Alles gut im Griff halten, Wes.«

Wes grinste und streckte ihm den Stinkefinger hin. Randy

beugte sich aus dem Fenster und erwiderte die Geste. Nach einer Weile trieb sein Boot ab und verlor sich in der Flotte.

Wes hängte das Steuerbordnetz an die Winsch. Der Motor qualmte und mühte sich ab, und bald tauchte das volle Netz wie eine Fruchtblase aus dem Wasser auf, gefüllt mit einer wimmelnden Masse aus Flossen und Scheren und glänzenden schwarzen Augen. Dann ging Wes nach Backbord und holte das andere Netz ein.

Sein Vater legte den Leerlauf ein und stieg die Leiter vom Ruderhaus hinunter. Sie ließen den Fang in die Sortierkiste fallen, dann zogen sie Gummihandschuhe an und gingen den wimmelnden Haufen durch. Krabben klapperten mit ihren Scheren wie mit Kastagnetten. Katzenwelse, Flundern und fingerlange Köderfische. Hunderte von weichschaligen Krabben, winzig und so durchscheinend blass, dass sie wie ihre eigenen Geister wirkten. Ein kleiner Mantarochen peitschte mit seinem Stachelschwanz, eine Schnappschildkröte zog ihren Kopf blitzschnell in ihren Panzer zurück.

Und dann waren da noch die fingergroßen Garnelen, deren Hirne und Herzen unter ihrer reispapierdünnen Haut pochten wie kleine schwarze Samenkörner.

»Der schlimmste Fang, den ich je gesehen habe«, erklärte Wes' Vater. Sein tausendmal gewaschenes Polohemd mit den Bruststreifen, die Art, die er immer trug, klebte ihm bereits schweißnass am Rücken.

Wes sagte nichts. Er wusste, was jetzt kam. Sein Vater war sauer, und er würde es an ihm auslassen. Wes war am Arsch, ganz egal, ob er nun was sagte oder nicht.

»So werden wir einen ganzen verfluchten Monat brauchen.«

Wes schwieg weiter und sortierte Fische, Krabben und Shrimps.

»Das war's. Dieser Sumpf macht uns fertig. So fertig wie 'ne Tausend-Dollar-Nutte.«

Wes warf einen kleinen Katzenwels über Bord.

»Pass auf den Manta auf«, schimpfte sein Vater.

»Tu ich doch.«

»Nein, tust du nicht. Wie oft soll ich dir das noch sagen? Das wär's jetzt noch, eine Fahrt zum Krankenhaus.«

Wes warf einen Trommler zurück ins Wasser.

»Himmelherrgott«, sagte sein Vater. »Das ist das Ende der Welt hier draußen.«

Sie brauchten ein paar Minuten, um den Fang von Bord zu werfen. Die meisten Fische und Krebse schwammen zurück in den Schutz des Bayou, doch ein paar lagen wie betäubt auf dem Wasser und drehten verwirrt Kreise.

Sein Vater stieg wieder zum Ruderhaus hinauf, und Wes ließ erneut die Netze zu Wasser. Die *Bayou Sweetheart* bewegte sich durch das Gewühl der Boote voran, und Wes sah auf die Uhr. Halb drei. Seine Augen fühlten sich heiß und trocken an, und er wünschte sich nichts lieber, als die ganze Tortur schon hinter sich zu haben. Er sehnte sich nach einer Dusche und den kühlen, sauberen Laken in seinem Bett. Doch er wusste, sie würden noch Stunden hier draußen bleiben, wenn nicht Tage.

Falls sein Vater und er sich nicht vorher gegenseitig umbrachten.

Es brach gerade ein neuer Tag an, als Wes und sein Vater zwei Tage später bei Monsieur Montegut anlegten. Es war neblig, das Licht orange. Drei junge Decksarbeiter in quietschenden Anglerhosen eilten an Bord der *Bayou Sweetheart* und schaukelten die Shrimps in riesige Flechtkörbe. Fiel ein Shrimp auf Deck, stürzten sich Möwen vom Himmel und landeten auf